

Der Verlust der Mehrheit?

«Die geradezu inflationäre Unterstellung eines strukturellen Rassismus untergräbt letztlich die Grundfesten einer modernen Gesellschaft». In ihrem Referat erläuterte Katja Gentinetta, weshalb der strukturelle Rassismus als spezifisch modernes Phänomen zu verstehen ist und worin seine Brisanz herrührt.

Von Marcus Moser

«Es liegt in der Struktur der Sache. Oder liegt es doch in ihrer Natur?» In diese Frage verstricke sich, wer sich mit dem Phänomen des strukturellen Rassismus befasste, meinte die Politikphilosophin **Dr. Katja Gentinetta**. «Vieles von dem, was wir heute sagen, tun oder auch nur denken, untersteht implizit, und manchmal explizit, dem Vorwurf des «strukturellen Rassismus».» Als «recht entschiedene Feministin alter Schule», die nachvollziehen könne, was es heisst, diskriminiert zu werden, habe sie Mühe, dieser postulierten Allgegenwart eines strukturellen Rassismus zuzustimmen. Katja Gentinetta hält dies nicht nur für übertrieben, «sondern für gefährlich, weil unserem Zusammenleben, das auf Werten wie Freiheit und Demokratie» beruhe, für abträglich. In einem dichten Referat suchte die Philosophin dem allgegenwärtigen Phänomen mit begrifflicher Differenzierung entgegenzutreten.

Was also ist Rassismus? Und wann wird er strukturell? Eine intuitive, alltagstaugliche Definition laute: Rassismus ist, wenn jemand aufgrund seiner «Rasse» beschuldigt, angegriffen oder diskriminiert wird. Nun sei aber der Begriff «Rasse» selber schon ein Problem. Üblicherweise würden zwei Kontexte für sein Entstehen genannt: Die Rassenpolitik des Hitlerregimes und die Auseinandersetzung um die kolonialen Praktiken des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Gentinetta hielt demgegenüber fest, dass Rassismus als Phänomen älter sei als sein Begriff. Mit dieser Feststellung eröffne sich aber jenes weite Feld, auf dem erörtert werde, ob Rasse eine «natürliche, also biologische Gegebenheit meint – oder Ausdruck einer diskriminierenden Wertung» sei.

Würden Zuschreibungen wie «Wilde», «Farbige», «Unreine» als «rassistisch» bezeichnet, überlagerten sich darin Kategorien wie «Klasse, Nation, Kultur und Geschlecht», stellte Gentinetta fest. Weiter gedacht werde damit alles, was in irgendeiner Weise der Differenzierung oder Hierarchisierung zwischen Menschengruppen diene, für «rassistisch» erklärt.

Diese Ansicht werde seit den 1980er Jahren in der in den USA an der Harvard Law School entstandenen Critical Race Theory (CRT) auch vertreten und «Rasse» als soziale Konstruktion ohne jede biologische Grundlage definiert. Assoziationen mit bestimmten Eigenschaften wie Hautfarbe, Gesichtszüge oder Haare seien demnach rein künstlich; sie wurden gemäss CRT geschaffen, um Unterdrückung und Ausbeutung zu rechtfertigen. Gemäss dieser Theorie sei jede von einer weissen Mehrheit geprägte Gesellschaftsordnung und alle von ihr geschaffenen Institutionen automatisch, also «strukturell» rassistisch, so Gentinetta. Und dieser Rassismus äussere sich gemäss CRT zum Beispiel in unterschiedlichen Zugängen zu gesellschaftlichen Institutionen wie Schule und Bildung, in schlechteren Jobs mit noch schlechterer Bezahlung oder in segregierten Quartieren.

«Mit dieser Ausweitung des Rassismusbegriffs auf alle Menschen, die von einer Mehrheit zur Minderheit erklärt werden und die als «minderwertig» gelten, kann jegliche Differenzierung als «soziale Konstruktion» bezeichnet werden.» Damit werde Rassismus zu einem allumfassenden Phänomen, das als solches nicht mehr fassbar, weil nicht abgrenzbar sei. Mehr noch: Wer unablässig und radikal fordere, Menschen nur und zuerst aufgrund ihrer natürlichen und damit unabänderlichen Eigenschaften zu respektieren, laufe Gefahr, die Anerkennung, die auf Talent, Anstrengung und Leistung beruht, zu ignorieren, warnte Gentinetta.

Durch die unablässige Unterstellung eines strukturellen Rassismus würden die Grundfesten einer modernen Gesellschaft indes untergraben. Nämlich die Etablierung einer gesellschaftlichen Ordnung und Struktur, die *unabhängig* von der Natur der einzelnen Menschen funktioniere und genau dadurch die Pluralität von Individuen und Minderheiten auffangen könne. Katja Gentinetta: «Meine These lautet, dass die permanente Unterstellung eines strukturellen Rassismus - genau entgegen seiner ursprünglichen Absicht – zu einer Essentialisierung der Differenz führt. Unabänderliche persönliche Eigenschaften werden so bedeutsam und grundlegend, dass sie gerade *nicht* mehr als soziale Konstruktion verstanden werden können.» Der strukturelle Rassismus schlage gleichsam auf jene, die er schützen wolle, zurück. Darin liege seine Fehlkonstruktion, die zu einer Perpetuierung der strukturellen Ungleichheiten – ja mehr noch – zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung, führen könne.

Was also tun? Katja Gentinetta schlug vor, nochmals einen Schritt zurück zu gehen und zu fragen, was wir unter «Rassismus» verstehen wollen. «Im Kern geht es darum, welche Unterschiede wir in den Blick nehmen, wenn wir von Rassismus sprechen.» Gehe es um «unabänderliche Differenzen ab Geburt, (...) dann verhält man sich rassistisch zu persönlichen Merkmalen, für die die angesprochene Person nichts kann.» Jede Diskriminierung, die sich auf derartige Eigenschaften beziehe, sei nicht zu rechtfertigen.

Verstehe man unter Rassismus jedoch «jegliche Art hierarchisierender und exkludierender Zuschreibung» werde alles Verhalten rassistisch, was irgendwie diskriminierend sei. Eben – als «struktureller Rassismus». Mit der beschriebenen Gefahr der Essentialisierung.

Gentinetta plädierte klar dafür, zwischen unabänderlichen Eigenschaften ab Geburt und veränderbaren individuellen Einstellungen zu unterscheiden. Nur so hätten wir die Möglichkeit, «auf Werte und Prinzipien, die in einer modernen, demokratisch und marktwirtschaftlich verfassten Gesellschaft gelten sollen», zu rekurrieren. Demokratie sei ja gerade der Versuch, trotz Pluralismus friedlich und stabil zusammen zu leben. «Die Demokratie zeichnet sich dadurch aus, dass sie mit Pluralität umgehen kann, weil sie Differenzen über institutionalisierte Diskurs- und Entscheidungsverfahren moderiert und in gemeinsam anerkannte Spielregeln überführt.» Werde dagegen der Fokus auf die Verfestigung der Differenzen statt auf die Möglichkeiten der Übereinkunft gelegt, werde es immer schwieriger, Gemeinsamkeiten zu erkennen. Eine «Mehrheit» gebe es dann nicht mehr. Sondern nur sich exponentiell vermehrende Minderheiten. «Gesellschaft» mutiere zu einer Ansammlung atomisierter Individuen. Damit aber, schloss die Philosophin, könnten wir mit der Kernfrage der politischen Philosophie, immer wieder von vorne beginnen: Wie wollen wir zusammenleben?